

# Die Neue Welt

Nr. 21

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Schluß.)

Onkel Hermann konnte es nicht lassen, von dem Jungen zu phantastieren; er war in einer sehr weichen Stimmung. Dabei sprach er polternd und fuhr der jungen Wittwe mit seiner breiten Hand um's Kinn und streichelte ihr die zarten Finger. „Richard soll er heißen, was? Ich will ja garnicht, daß er Hermann heißt — nein, nach seinem Vater! Ach, mein guter, mein lieber Richard! Wie ein Sohn ist er mir gewesen, und ich immer wie sein Vater! Schicken Sie mir man alle Rechnungen zu, Frau Schiden, ich komme für den Nummel auf. Ach, ach, ach!“ Er stieß fette Senfzer aus und benutzte eifrig das roth und gelb Gepunktete.

Frau Susanne war auch sehr liebevoll. Sie weinte und klagte über ihre Nerven, drückte die Hand der Schwägerin und behielt sie in der ihren; wie der Klammern preßten die feuchten, kalten, nervösen Frauenfinger. Sie sagte: „Meine liebe Lena, tröste Dich,“ und dann weinte sie wieder und klagte.

Es war schon eine lange Zeit vergangen. Es wurde Lena allmählig heiß in ihrem Tuch, aber sie mochte es nicht ablegen; sie fühlte sich hier nicht daheim. Würde sie denn noch nicht gehen können? Eine unsagbare Bangigkeit kam über sie.

„Richard,“ stöhnte sie plötzlich und legte den Kopf auf den Tisch.

Sie waren wirklich sehr nett zu ihr; sie streichelten sie und sprachen davon, immer über ihr zu wachen. Onkel Hermann machte den Vorschlag, sie morgen in der Droschke abzuholen und mit ihr auf den Kirchhof zu fahren; da wollten sie nebenan bei dem Grabsteinmengen ein schönes Kreuz für Richard bestellen.

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf; es ließ ihr das Herz ab. „Sie könne jetzt nicht hinfahren,“ sagte sie stockend.

Endlich konnte sich Lena verabschieden. Endlich schlich sie über die Straße.

Endlich war sie wieder allein — allein!

Der frühe Lenzsonnenschein glänzte auf dem Pflaster, gepuzte Mütter mit gepuzten Kindern trippelten vorüber. An den Ecken, in den Körben der Händler, Anemonen und tiefblaue Veilchen. Schirrende Sperlinge bei den Droschkenhalteplätzen. Und die Luft so lind, so wehmüthig weich; schmeichelnd koste sie um die schwarze Gestalt.

Eine ungeheure Sehnsucht krampfte Lena's Herz zusammen. Sie winkte der nächsten Droschke und ließ sich hinaus zum Kirchhof fahren. Sie mußte die Sehnsucht stillen.

Durch endlose Straßen fuhr sie dahin, holperte über Pferdebahngeläute, durch Lärm und Getriebe. Sie merkte nichts von alledem. Vor ihr her jagte die Sehnsucht und sah sie an mit grabesdünnen, verlangenden Augen.

Endlich die letzten Häuser. Jetzt kam Ebes Feld, und da war die Kirchhofsmauer. Klirrend sprang die Gitterpforte auf.

Die Sonne beglänzte noch den Kiesweg, der Buchsbaum zu den Seiten fing an, neu zu grünen. Aber kein schützender Baum stand über den Gräbern, den Winterrinden preisgegeben, der Sonnengluth ausgefegt lagen diese Beete im Garten des Todes.

Jetzt war die Luft mild und still; fern sang ein Vogel. Die Einsame athmete tief auf und schlug den Schleier zurück; schwerfällig schritt sie weiter. Schon viele, viele Reihen — da, sein Grab!

Die Kränze waren fast frisch und unverwelkt; weiße Rosen und Palmen und Lorbeeren, wie er sie im Leben nicht gepflegt. Die Augen zudrückend, die Arme weit ausgebreitet, sank das junge Weib langsam nieder in die Kniee.

Ein zarter Dämmerchein lag auf dem Ebes Feld, als Lena den Kirchhof verließ.

Die Wittwe schauderte, ein eisiges Frösteln lief ihr über den Rücken. Eine Hand, nur eine warme, lebensvolle Menschenhand, die ihr über's Gesicht strich, wie man's einem weinenden Kinde thut!

Eine Stimme, eine liebe, altvertraute Menschenstimme, die da spricht: „Komm, ich tröste Dich!“ — Lena schrie plötzlich laut auf: „Mein Bruder!“

Und dann jagte sie von daumen, so rasch ihr Fuß sie trug; ihr Athem keuchte, sie lief und lief. Sie hastete einem Ziele zu; sie wußte nun, was ihre Sehnsucht wollte.

Hinknien vor ihn, den Kopf an seiner Brust verbergen — würde er wieder den Rock über sie ziehen und sie verstecken vor aller Welt?

Jetzt waren es keine Kindesthränen mehr, die sie weinte — leicht vergossen, leicht vergessen — es waren Weibesthränen, schwerflüssig wie Blei und schwer zu trocknen.

Würde er sie von sich weisen — ?!

„Ich komme, mein Bruder,“ flüsterte Lena, athemlos vom schnellen Lauf.

XX.

Bei Landgerichts Rath Langen auf der Hauschwelle saß Lora. Sie sollte das eigentlich nicht. „Du bist doch kein Straßensind,“ sagte die Mutter. Aber das Kind stahl sich so gern hierher. Die Straße war breit, erweiterte sich bald zu einem umbuschten Platz; man konnte den ganzen weiten Himmel über den Alleebäumen sehen und jenseits der Mosel die rothen Berge. Man konnte so gut die Glocken der alten Kirchen hören, die in feierlichen Klängen läuteten und dort an den Bergen verhallten.

Es war der schönste Frühlingmorgen. Lora hockte auf der Schwelle und sah mit großen, ernstesten

Augen die Straße hinauf und hinab. Sie hatte die Kniee hoch gezogen und die Arme darum geschlungen; sacht wiegte sie hin und her und sang sich leise ein.

Lora war im letzten Jahr sehr gewachsen, zu groß für ihr Alter; noch ging sie nicht in die Schule, der Vater hielt sie mit Absicht zurück. Alles an ihrer Gestalt war gestreckt und mager, gar keine kindliche Rundung mehr; die Arme lang wie die eines viel größeren Mädchens, der Hals war dünn und immer leicht zur Seite geneigt. Ein merkwürdiger Ernst lag auf dem schmalen Gesicht, ein seelenvoller Ausdruck, wie man ihn sonst nie in diesen Jahren findet.

Die Leute sahen dem Kinde nach, wenn es ruhig, immer mit demselben wunderbaren Ausdruck, daher ging. Langen konnte sich oft nicht halten, er schloß, ohne jede Veranlassung, die zarte Gestalt plötzlich in die Arme und sah ihr tief in die wunderschönen Augen. „Geh nicht fort,“ flüsterte er dann kaum verständlich. Warum die Sorge? Lora war nicht krank — und doch, und doch —!

Die Straße war einsam, das Kind hatte nichts zu sehen. Die Marktleute waren längst vorbei, die Schuljüngend auch. Vögel sangen ungestört in den Vorgärtchen der Häuser, jetzt piff eine Amsel mit vollem Brustton; Lora stellte das eigene halbblaute Singen ein, lächelte und lauschte entzückt.

Nebenan in den Büschen mußte sie sitzen, die Frühlingsbotin mit dem schwarzen, glatten Gefieder und dem goldgelben Schnabel. Horch, wie schön!

Plötzlich schweigt sie, sie ist gestört worden und entschlüpft. Ein Schritt haltt auf der stillen Straße, ein müder, schleppender Schritt; langsam kommt unter den Bäumen eine Frauengestalt auf's Hans zu.

Von den Ästen fallen im leisen Hauch des Frühlingswindes die Hülsen der jungen Blattknospen; leicht, kaum fühlbar sinken sie nieder.

Schwankend, wie eine Nachtwandelnnde, kommt die Gestalt immer näher; jetzt ist sie vor'm Hans.

Lora ist aufgesprungen, blinzelnd steht sie auf der Schwelle; nun macht sie die großen Augen weit auf. Ihr durchdringender Blick gleitet hinter den Schleier; das kluge Kinder Gesicht wird plötzlich sehr ernst, fast betroffen. Kennt sie die Augen noch, die sie jetzt so trauervoll ansehen? Und die Wangen, die waren mal so hübsch roth, jetzt sind sie ganz weiß!

„Tante Lena?“ sagt Lora langsam, wie fragend. Und dann noch einmal sicherer: „Tante Lena!“

Ueber die schwarze Gestalt fliegt ein Zittern vom Wirbel bis zur Sohle; sie schlägt den Schleier zurück, ihre Hände zittern auch. Die vier Augen versenken sich ineinander, die ernstesten Kinder- und die todmüden Frauenaugen; es dämmert in ihnen das Gleiche: eine große Sehnsucht.

„Lora, kennst Du mich noch?“ fragt Lena schwach. „Und so groß, so groß bist Du geworden!“

„Komm herein, Tante Lena,“ lächelt das Kind und streckt die Hand aus. „Ich freue mich so!“ — Nun war Lena wirklich da. Ohne Abschied von Berlin abgefahren, nur die Mutter wußte um die Reise; auch der schien sie wie eine Erlösung.

Frau Langen weinte, als sie am Abend die Tochter auf den Bahnhof geleitete. „Es wäre ein Glück bei allem Unglück, wenn Du Dich mit Fritz ausöhntest — der gute Fritz! Grüß' ihn nur vielmals, und auch Amalie grüße, sie hat Dir doch einen so prachtvollen Kranz geschickt. Und, geliebtes Kind, nimm Dich um Gotteswillen beim Ein- und Aussteigen in Acht — ach, es ist zu schwer, es ist doch Alles zu schwer!“ Die arme Frau schluchzte krampfhaft in ihr Taschentuch.

Nebenan, vor dem Coupé erster Klasse, ging es sehr laut und lustig zu. Mehrere Elegants, mit Blumensträußen bewaffnet, drehten sich vor dem Trittbrett herum. Eine Dame in ihrer Mitte, sehr elegant, sehr auffallend, mit einem ungeheuren Blumenwust auf dem Hut, schien die Sonne, um die diese Planeten rollten.

Das volltönende, weittragende Organ der Dame drang selbst in Lena's Versunkenheit; ihr musikalisches Ohr fing den bekannten Klang auf.

Jetzt war auch sie bemerkt. Die Elegante machte sich von den Herren los und kam mit rauschenden Seidenröcken auf die Trauernde zugerastet. Es war die Krotoschinska. Im elektrischen Licht des Bahnsteigs funkelten die Brillantbountons, eine Wolke theuersten Parfüms wehte vor ihr her.

„Ah, Fräulein Langen, Magdalena Langen — Pardon, Frau — Frau — — aber, bastes Kindchen, Trautste,“ sprach recht vernehmlich das sonore Organ, „was habe ich hören müssen?! Dämel hat mir erzählt, hat's in der Zeitung gelesen — oh, oh!“ Die Krotoschinska wiegte bedauernd das schöne Haupt und umarmte dann die junge Frau. „Thut mir riesig leid, Trautste! Aber freut mich auch ganz kolossal, Sie mal wiederzusehen; ich konnte Sie immer am besten leiden von der ganzen Gefallschaft. Was macht die Kunst?“

Lena schüttelte nur verneinend den Kopf und wies stumm auf ihre Trauerkleidung.

„Oh ja — natürlich, natürlich, entschuldigen Sie — wissen Sie, Dämel sagt auch, es wäre schade um Sie! Na, was nicht ist, kann ja noch werden!“ Sie klopfte Lena's Hand und sah zu den Herren hin, die neugierig guckten und sich ungeduldig räusperten.

„Ja, ja, ich komme schon,“ rief sie laut und lachend. „Nur Geduld!“ Und dann sich wieder zu Lena wendend: „Wissen Sie, Kindchen, mir geht es aus-gezeichnet. Daß ich diesen Winter mit dem Lavallo — berühmter Inpresario — in Rußland war, haben Sie doch in der Zeitung gelesen? Nicht? Das wundert mich! Triumphe, sage ich Ihnen, kolossale Triumphe! Und Brillanten!“ Sie streifte rasch den feinen Lederhandschuh ab und streckte ihre Rechte aus; an jedem Finger funkelte ein prächtiger Ring, sogar mehrere Reifen übereinander. „Ganz natt, nicht wahr, Kindchen?“ Sie zog den Handschuh wieder an.

Das Schweigen Lena's verwirrte sie nicht im mindesten, wie ein aufgezogenes Uhrwerk schnurrte sie weiter die Geschichte ihrer Erfolge ab. „Prachtvolle Rezensionen, einfach verblüffend! Und nante Manschen! Na“ — sie warf lachend den Kopf hintenüber — „das hätte sich der Dämel auch nicht träumen lassen, daß er so bald ausgestochen sein würde! Heut' Nacht fahre ich nach Köln, Lavallo erwartet mich da, wir gehen über Holland nach England. Wollen mal sehen, was die Hollandske Bücking' und die Pfefferjäck' zur Krotoschinska sagen!“

Die üppige Person drückte den tadellosen Brustkasten heraus und schleuderte einen provozirenden Blick in's Blaue.

Das erste Zeichen zur Abfahrt war gegeben. Die Krotoschinska umarmte Lena noch einmal: „Bon Herzen alles Gute, Trautste!“ Dann rauschte sie fort. „Eine gute Freundin von mir,“ hörte man sie nebenan zu ihren Kavaliereu sagen.

„Wer war das?“ flüsterte Frau Langen. Sie hatte bescheiden zur Seite gestanden.

„Eine Künstlerin,“ antwortete Lena, dann kletterte sie mühsam in ihr Coupé. Der Zug brauste in die Nacht hinaus.

Im Coupé erster Klasse, das Seidenpölsierchen unter's schöne Haupt geschoben, schlief die Krotoschinska den Schlaf des Gerechten.

Lena that kein Auge zu. Ihr war sehr weh. Eine bange Jaghaftigkeit war über sie gekommen — was würde der Bruder sagen, wie würde er sie empfangen?

In ihrer Seele war's dunkel wie in der Nacht draußen. Stumpf vor sich hinbrütend, fühlte sie die Stunden rinnen; keine war besser als die vorhergehende.

Der Morgen graute. In Köln verließ die Krotoschinska den Zug; man hörte ihre starke Stimme über den noch stillen Perron schallen. Lena drückte sich ganz in ihre Ecke hinter das Gardinchen; sie wollte nicht mehr sehen und nicht mehr gesehen werden.

Endlich da, endlich angelangt! Der bekannte Bahnhof. Die dicke Buffetmamsell und der verschlafene Stellner — beinah Alles wie damals!

Wie im Traum suchte sich Lena den Weg. Sie empfand nicht den Frühlingszauber, durch den sie schritt. Sie hatte keine Ahnung, daß Vögel sangen und ertliche Sträucher am Wege blühten. Sie glaubte nicht mehr an Glück.

Sie dachte jetzt auch nichts mehr; sie trug nur ein dumpfes Gefühl der Sehnsucht im Herzen mit sich fort.

Es dunkelte ihr vor den Augen, sie schritt durch einen Nebel. Jetzt wurde es plötzlich heller —

Da saß ein Kind auf der Schwelle, ein liebes, schönes Kind!

Das faßte ihre Hand, das sprach mit einer Engelsstimme: „Komm herein, Tante Lena, ich freue mich so!“

\* \* \*

Landgerichtsrath Langen hatte heute besonders lange beim Frühstück gefressen, sonst war er um diese Zeit schon auf dem Bureau. Er schlief in der letzten Zeit sehr schlecht, Frau Amalie beklagte sich jeden Morgen über sein Umherwerfen in den Kissen.

„Wenn ich nur wüßte, warum Du Nachts so feufzeit,“ sagte sie ärgerlich. „Man wird so gestört und bei meinen vielen Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit, die man hat, braucht man volle geistige Sammlung. Was hast Du denn?“

Er sagte es ihr nicht.

Zerstört rührte er heute Morgen in seiner Kaffeetasse, sie war schon längst geleert. Amalie saß, den Rücken ihm zugekehrt, am Schreibtisch und schrieb besondere Aufforderungen für die nächste Sitzung des Frauenvereins aus; sie gönnte sich gar keine Ruhe.

Man hörte nur das Krigeln der Feder — jetzt ein lautes Löffelgellapper, ein Klirren der Tasse — Langen sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden fiel. Da — da — er streckte die Arme vor sich, als sähe er ein Gespenst.

Die Thür war geräuschlos aufgegangen — da stand Lora, einen sonnigen Glanz auf dem Gesicht. Ihr Händchen hielt die Hand einer Dame, einer in tiefem Schwarz, die sich gebeugt verbarg unter'm langen Crêpefächer.

Eine Fremde?! Hatten seine Gedanken Zauberkraft? Die, die, um die er Nächte verwacht, an die er eben noch gedacht, stand vor ihm! War sie's denn wirklich, war es — ?

„Tante Lena ist da,“ sagte die Kinderstimme. „Lena!“ Es war ein unterdrückter Ruf, mit dem Langen die Arme erhob und wieder sinken ließ. Er stand wie gelähmt.

Frau Amalie drehte sich halb auf dem Stuhl um. „Lena — ?!“ Klang es in maßlosem Erstaunen. Aber sie faßte sich zuerst. Sie ging auf die Schwägerin zu mit ausgestreckter Hand: „Es ist mir schmerzlich, daß wir uns so wiedersehen müssen. Gott allein weiß, warum er Dich dieser Prüfung gewürdigt hat. Nimm Platz, Magdalena! Bitte hier!“ Sie rückte einen Sessel herzu.

„Was willst Du hier? Geh hinaus, Lora!“

fuhr sie das Kind an. „Spiele!“ Sie war doch erregt.

Lena stand angewurzelt. Als das Kind zögernd seine Hand von der ihren zog, fühlte sie sich ganz verlassen.

Sie sah ihren Bruder an; so ganz anders hatte sie sich den Empfang gedacht!

Langsam schritt sie auf ihn zu. „Mein Bruder,“ flüsterte sie stotternd, „Bruder — ich — ich —“ Mit einem Behlaut brach sie ab, sie konnte nicht weiter sprechen. Stöhnend verbarg sie das Gesicht in den Händen.

„Du kommst zu mir, Lena?“ fragte er; seine Stimme klang rau, stoßweise kam sie vor innerer Bewegung.

„Ich bin unglücklich,“ murmelte sie. Es war kaum hörbar, doch er vernahm's.

Frau Amalie auch. Sie faltete die weißen Hände übereinander und richtete den Blick in die Höhe. Lena sah ihr volles Gesicht, den Augenaufschlag zum Himmel, die stattliche Gestalt in praller Seide und die strengen Lippen. Das Herz sank ihr.

Der Landgerichtsrath warf auch einen Blick auf seine Frau. Hatte er vor ihr nicht am meisten über die Schwester geklagt? Und jetzt sollte Alles vergessen sein, sobald Jene kam — sofort? Er schaute sich vor seiner Frau; und dann schämte er sich, eben um dieser Scheu willen.

„Willst Du nicht gehen, Amalie,“ fragte er merkwürdig sanft, „und etwas Stärkendes für Lena holen? Du siehst, sie bedarf dessen!“

Amalie verschwand sogleich, sie ging gern, es war ihr eine Erleichterung; hier dieser Situation fühlte sie sich nicht gewachsen.

Als sich die Thür hinter der großen Gestalt geschlossen, athmeten beide Geschwister auf.

Sie sahen sich einen Augenblick an — blickschnell dämmerte die alte Liebe.

Das war noch das Kind, das sein wirres Gelock unter den Rock des Bruders versteckt und dort seine Schmerzen ausgeweint!

Das war noch derselbe Bruder, der tröstend gesagt hatte: „Weine nicht! Geh, lauf, hol' Dir Bonbons!“

Das Herz des Mannes krampfte sich zusammen, es quoll und schwoh darin und drängte nach oben. Durch einen Flor sah er die Gestalt der Schwester — ein armes, beladenes Weib!

Es riß ihn vorwärts; er that ihr Schritt für Schritt entgegen, er hielt ihr beide Hände hin: „Lena!“

Sie griff nach ihnen, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalme. Sie neigte ihr blaßes Gesicht und schmiegte ihre kalte Wange an die warmen Hände. Als sei sie nun am Ziel, aber erschöpft, aller Kräfte bar, so blieb sie regungslos in dieser Stellung.

Er sah auf sie hinunter, er wußte nichts zu sagen. Es war kein Zorn mehr in ihm, gar keine Beleidigung, nur ein endloses Mitleid und ein Gefühl, schlagen zu müssen.

Sie murmelte: „Danke,“ und ließ seine Hände nicht los.

Und dann nach einer Pause wieder das Murmeln: „Bruder, weißt Du noch? Ach, sag' noch einmal, Mein — mein —“

Er wollte lächeln, aber seine Lippen zuckten. Er setzte zum Sprechen an und brachte nur einen rauhen Laut hervor: „Mein —“ Nein, er konnte nicht sprechen! Stumm zog er die Schwester in seine Arme und sie legte den müden Kopf an seine Brust.

„Da — da — Bruder, ich fühle Dein Herz schlagen; es klopft unruhig wie meines. Bruder, kannst Du mir nicht helfen?“ schluchzte sie plötzlich auf.

Er schüttelte den Kopf: „Nur mit Dir trauern kann ich, Lena! Helfen — ach!“ Ein resignirter Ausdruck lagerte sich auf sein Gesicht, er zuckte die Achseln; sein Blick glitt wie hilflos suchend umher.

Dann schüttelte er wieder den Kopf und schloß die Augen. Seine Stirn sank auf den Scheitel der Schwester.

„Wie soll ich leben? Es ist so dunkel,“ flüsterte sie bang.

„Ich weiß es nicht,“ wollte er sagen, da schreckte er zusammen. Die Thür ging.

Aber es war nicht Frau Amalie. Lora hatte sich hereingestohlen.

Das helle Kleidchen hing ihr lang und schlacht um die zerbrechlichen Glieder. Durch das große Fenster gegenüber kam der goldene Sonnenstrahl und beschien sie. Ihr aufgebauhtes, lockiges Haar schimmerte im Glorienschein, ihr Gesicht trug eine strahlende Freude. Aber es war sehr zart, sehr bleich; es war verklärt.

„Väterchen, Tante Lena ist da,“ juchzte sie und hob die Arme empor. „Nun können wir das Lied von den Englein singen — weißt Du wohl, Tante Lena? Hast Du's auch nicht vergessen?“

„Das Kind, das Kind!“ Langen murmelte es schon. Langsam beugte er sich, er kniete vor seinem Töchterchen und umschlang es in angstvoller Zärtlichkeit. Seine Klisse überschauerten das weiße Gesicht, das weiße Hälschen.

„Väterchen, warum weinst Du?“ fragte Lora. „Du sollst Dich doch freuen. Guck mal, die Sonne sieht uns!“ Sie hob den dünnen Finger und wies zum Fenster, den Blick groß und sicher erhoben.

Da stand die Sonne am blauen Himmel; nicht blendend, sie sandte nur mildes, warmes Licht im Frühlingschein.

Langen beute. Mit dem einen Arm hielt er sein Kind umfaßt, die andere Hand reichte er der Schwester.

„Das Kind,“ sagte er leise. „Wie sollten wir sonst leben? Wir sind Alle Dilettanten des Lebens! Aber das Kind, das Kind führt uns. Lena, liebe Schwester“ — er drückte warm ihre kalte Hand — „Dein Kind wird Dich führen! Um Dich bleibst nicht dunkel, Dein Kind zeigt Dir die Sonne!“

Sie nickte langsam; das erste wehmüthige Lächeln glitt über ihr Gesicht. Mit seltsam erglänzenden Augen sah sie den Bruder an. Waren es Thränen, die darin aufstiegen, war es ein schünes, zartes Hoffnungsblämmern?

Er preßte wieder ihre langsam sich erwärmenden Finger. „Nuth, Lena! Was Du im Grab geborgen hast, es kommt wieder, es wacht Dir auf in Deinem Kinde!“ Mit schwimmenden, liebevollen Augen suchte er ihren Blick.

Sie sah vor sich hin, wie der Wanderer, dem der Nebel zerreiht und eine beglänzte Ferne sich aufthut. Ein zartes Roth stieg in ihre bleichen Wangen, ihre Hand legte sich zärtlich auf Lora's goldiges Haar.

„Das Kind,“ flüsterte sie. „Mein Kind!“

Ende.

## Vom altdeutschen Recht.

Von Manfred Wittich.

(Schluß.)

Ein besonders lebenswürdiger Zug ist die edle Menschlichkeit, ja die geradzu zart sinnige Rücksichtnahme auf Schwache und Arme, welche in den deutschen Volksrechten waltet. Dem landfahrenden Manne, dem Fremden, der in deutschen Gauen reist, soll Recht gesprochen werden außer der üblichen Zeit, damit er, der „elende“, d. h. hilf- und freudlose Mann in der Fremde keinen Schaden und Aufenthalt habe. Dafür gab es Noth- und Gastgerichte (Gast d. i. der Fremde).

Der Vogt in der Abtei Priim wird angewiesen, den Vogtpfennig, eine Steuer, „also glütlich zu heben, daß er das Kind in der Wiege nicht weck und das Huhn auf der Hürde nicht erschred.“ Anderwärts ist vorgeschrieben, der Gerichtsherr soll Schwert und Sporen vor der Thür abthun, daß er die Frau nicht erschrecke. Zahlreiche Weisthümer (bäuerliche Rechtsaufzeichnungen) bestimmen, daß der Sammler der Hühner, wo er eine Wöchnerin im Hause findet, nur den Kopf des Huhnes „abbrechen“ und mitnehmen, das übrige Huhn aber rückwärts in's Haus werfen soll, damit sich die Wöchnerin daran lade. Ebenso menschlich mild sind die über alle deutschen Gauen verbreiteten Bestimmungen, nach denen der

wegfahrende, hungernde oder sonst benöthete Mensch sich der Früchte des Landes, des Holzes im Walde zur Befriedigung dringender Nothdurft frei bedienen darf. „Drei sind frei“, sagt ein Rechtsprüchwort und spricht den Rechtsfag des Longobardischen Volksrechtes aus, nach dem man aus fremdem Weinberg drei Trauben nehmen darf, aber mit sechs Schillingen büßen soll, wenn man mehr nimmt. Im Sachsen- spiegel heißt es: „Erliegt dem wegfertigen Manne sein Pferd, er mag wohl Korn abschneiden, so weit er es, mit einem Fuß im Wege stehend, erreichen mag.“

Wie ganz anders in unserer allernuesten Reichsherrlichkeit deutscher Nation! Man versteht die Klage des geistreichen N. v. Ihering: „Und nun der Ueber- gang von reicher Tafel, von diesem schwelgerischen Mahl der Herrenlosigkeit zu der Bettelsuppe des heutigen Rechts, bei der von all' der Herrlichkeit so viel wie nichts mehr übrig geblieben ist. Alle Plätze an der Tafel sind vom Eigenthum besetzt; für die Herrenlosigkeit ist kein Couvert gedeckt. Mit der Poesie der Okkupation im Recht ist es vorbei, die Prosa des Eigenthums — des kaiserlichen Eigenthums! hat Alles zerstört. . . . Wohin der Mensch sich wendet, überall stößt er sich an das Privateigenthum, das ihm sein: Bis hierher und nicht weiter! entgegenruft. Dafür, daß nach dem jus naturae Manches Gegenstand freier Okkupation ist, hat die Zeit alles Verständniß verloren. Die Kommunisten werden es ihr wieder beibringen. Nur der Wald war bisher noch frei, da durften sich doch die Kinder ihre Erd-, Brom- und Himbeeren suchen, eine gute Hausfrau ihre Pilze und ihr Gatte seinen Waldmeister zum Maitrank. Damit ist es bei uns in Preußen jetzt auch vorbei — selbst das Recht der Kinder auf Suchen im Wald wird nicht mehr respektirt. Ich habe die Lust am Recht verloren, ich verstehe die Welt nicht mehr. Hätte ich nur nicht Pandekten vorzutragen. Da muß ich bei jedem schönen Okkupationsfall ein Kreuz setzen: mortuus est (er ist todt), und meine Zuhörer warnen, daß sie ihn nicht praktisch exerciren, damit sie nicht mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen.“

Selbst der Strafverfolgte schien altdeutschem Recht immer noch als bedauerns- und bemitleidenswerther Mensch!

Mehrere Weisthümer bieten folgende Bestimmungen: Kommt ein fliehender Missethäter an den Fluß und ruft dem Fährmann zu: „Wardmann, fahr über!“ so soll dieser ihn überfahren. Kommt der Verfolger hinter ihm und thut denselben Ruf, so soll der Fährmann, wenn er bereits vom Lande gestochen hat, den Ersten überfahren und dann den Zweiten. Hat er aber noch nicht vom Ufer gestochen, so soll er den Ersten vorn in's Schiff setzen, den Verfolger hinten in's Schiff, sich aber mitten zwischen Beide stellen. Und kommt er dann zu Lande, so soll er den Missethäter zuerst herauslassen, darauf den Kahn wenden und den Verfolger an's Land setzen. Damit frevelt er nicht.

Der streng gewahrte und geachtete Hausfriede ward sicher dem auf handhafter That ergriffenen Uebelthäter gegenüber gewahrt. Wenn der Frohn- bote die Schwelle des Verfolgten überschritt und Jener nach seiner Art griff und ihn erschlug, so daß der Kopf des Eindringlings außerhalb der Thür lag, hatte der Verfolgte nur seines Hauses Frieden gewahrt. So noch mehrere Weisthümer. Man sieht, wie kräftig das Volksrecht gegen Königsgewalt und gegen Staatsallmacht sich wehrte.

Das sogenannte kleine Kaiserrecht (entstanden sicher vor 1320) bestimmt, daß „die Leute in ihren Häusern Frieden haben sollen, gleich dem Kaiser“; den Heimsucher soll der Kaiser richten an Leib und Gut. Leib und Gut verliert auch Der, welcher die Heimsuche verschweigt. Ein Rechtspruch sagt: „Jeder- mann ist friedheilig daheim in seiner Heimlichkeit.“ „Hausfriede soll man halten dem Reichen wie dem Armen,“ stellt das Goslarer Statut als Rechts- grundsatz fest.

In einer seiner berühmten Parlamentsreden sprach der englische Lord Chatam dieselbe Sache aus in den Worten: „Der ärmste Mann kann in seiner Hütte alle Streitkräfte der Krone herans- fordern, sie mag verfallen sein, ihrem Dach der

Einsturz drohen, der Wind durch ihre Rigen blasen, Stürme und Wetter ihr Spiel damit treiben, aber vor dem König ist sie sicher: alle seine Macht scheitert an der Schwelle des elenden Bauwerkes.“

War man einer gestohlenen Sache auf der Spur, so war das Heimsuchen oder Salisuchen (im Saal suchen, Gesetz der Bajuwaren) wohl gestattet, aber der Sucher mußte fünf Mark auf die Schwelle des ihm verdächtigen Hauses legen, die er an den Eigener des Hauses verlor, wenn seine Suche vergeblich war. Auf Heimsuche mit gewaffneter Hand stand an vielen Orten, z. B. nach Schwerner Stadtrecht im 12. Jahr- hundert, ebenso zu Köln und Salzwedel, Todesstrafe durch Enthauptung.

Nach altnordischem Recht sollen Hausjucher bar- haupt und losgezügelt sein, offenbar damit sie den gesuchten, angeblich oder mutmaßlich gestohlenen Gegenstand nicht etwa erst mitbringen und dann „finden“, was auch in sogenannten Rechtsstaaten neuerer Zeit sich jeweilig ereignet haben soll.

Im § 6 des preussischen Landrechts heißt es freilich auch: „Die Wohnung ist unverletzlich“, nach neueren Erfahrungen jedoch — etwa zur Zeit der großen zwölfjährigen Sozialistenhege! — hat das stolze altenglische Wort: My house is my castle — mein Haus ist meine Burg — keinen Raum im Militär-, Polizei- und Kapitalstaat.

Unentgeltlichkeit der Rechtspflege war ein weiterer Vorzug altdeutscher Rechts. In altnordischem Recht heißt die Rechtshilfe: „Des Landes Almosen“, das selbst dem blutärmsten Menschen zu Theil werden muß, eben „von Rechtswegen“ und ohne Entgelt.

Weiter ist hier anzuführen die allgemeine und unbedingte Oeffentlichkeit altdeutscher Rechtspflege, bei scheinendem Tag, anfangs sogar immer unter freiem Himmel, wenn in einem Hause: unter ab- gehobenem Dach, soll Recht gefunden und gesprochen werden. Unsere heute so stark beliebte Ausschließung der Oeffentlichkeit ist so undeutsch wie nur möglich.

An jeder Thingstätte sollte es nach urdeutscher Rechtsauffassung so hell und klar und öffentlich zugehen, wie in des Lichtgottes Walbur Palaste Breidablick (Weitglanz), wo Urtheile gefällt wurden, die Niemand „schelten“, d. h. beanstanden, tabeln konnte, wozu nach altdeutscher Auffassung Jedem das Recht zustand.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch harte, uns grausam anmuthende Strafen in den Volksrechten vorgesehen sind. Die schlimmsten Ausschreitungen mittelalterlicher Strafjustiz sind mit dem römischen Rechte, mit der schwindenden Volksherrschaft und auf- steigenden Fürstentherrschaft gekommen.

Vor Allem aber sind die altdeutschen Volksrechte, ihre Handhabung und ihre Strafen himmelweit ent- fernt von Fürsten- und Herrenwillkür, von der Stabinejustiz des Absolutismus.

Für ein absolutistisches Herrenbewußtsein mit seinen Waisprüchen: Regis voluntas summa lex — Sic volo, sic jubeo — car tel est mon plaisir (des Königs Wille ist das oberste Gesetz — So will ich, so befehle ich — denn so beliebt es mir) hatte das altgermanische Gemeinwesen keinen Raum.

„Mehr angesehene Rathgeber als befehlende Machthaber“ hat man die Fürsten und Könige alt- germanischer Zeit genannt. Hierzu sei eine Stelle aus Tacitus angezogen:

„Bei der Königswahl sehen sie auf Adel, bei der Feldherrenwahl auf Tapferkeit. Doch sieht auch den Königen keine unbeschränkte oder unabhängige Gewalt zu; auch die Feldherren — Vorbilder mehr als Befehlshaber — sichern sich ihren Vorrang durch Bewunderung, wenn sie stets auf dem Platze sind, stets sich hervorthun, stets vor der Schlachtreihe sich bewegen.“

Der König und Fürst war persönlich verant- wortlich für alle seine Thaten, auch Amtsfunktionen, worauf immer diese gerichtet sein mögen; nach einem unglücklichen Kriege oder bei Mißwachs konnte er verjagt oder den Göttern geopfert werden. Es fehlt ihm alle und jede gesetzgebende Gewalt (Amira in Paul's Grundriß der germanischen Philologie), in der Landsgemeinde hat er kein besseres Stimmrecht als der erste beste Bauer.

So viel, oder der Menge der erhaltenen Zeugnisse gegenüber richtiger: so wenig vom alten deutschen Recht. Vielleicht ein andermal mehr und Genaueres über besondere Einzelgebiete mittelalterlich-deutschen Rechtslebens. Jedenfalls aber hoffe ich, daß das Dargebotene dazu beiträgt, jenen alten Irrthum zu beseitigen, daß die ganze Weltgeschichte zerfällt in's Alterthum mit dem hohen Kulturglanz von Alt-Hellas und Rom, worauf dann das „finstere, barbarische“ Mittelalter gefolgt sei, dem dann die vollauf geklärte, geradezu himmlisch vollkommene Neuzeit unserer allermodernsten Tage sich als höchste Ausblüthe aller Gesittung und Bildung angereicht habe.

Was unser gegenwärtiges deutsches Rechtsleben anlangt, gilt voll das Wort des schon oben zitierten Freybe: „In Deutschland, dessen Rechtszustand nicht zu den glücklichsten gehört, ist das Volksrecht hart bedrängt, gebrochen und umgeformt worden, denn dem Volke selbst ward die freie Bewegung verkömmt, und die Gesetzgebung und der Juristenstand haben sich hier nicht als die Organe einer volkswürdigen Rechtsbildung bewährt.“

Von der wirtschaftlichen und politischen Seite unseres modernen deutschen Rechtslebens schweigen wir lieber ganz: es ist wenig Erbauliches darüber zu sagen. Die Besten haben erkannt, daß uns vor allen Dingen noth thut die Schaffung eines Rechtes, das sich auf sozial-ethischen Grundsätzen, auf einer gesunden „Gesellschaftslehre“ aufbaut und sich an's wirkliche Volksleben anschließt. Ich schließe mit einem letzten Wort Freybe's: „Erkennt die Rechtspflege wirklich, daß die Kodifikation des Rechts wenigstens in erster Linie durchaus keine politische, sondern eine eminent soziale Bedeutung hat, so kann sie sich nicht länger von der Volksstimm\* trennen, die von ihr oft so geringschätzig und feindselig behandelt ist, der Sitte, welcher gleich dem so lange verachteten Aischenbrödel, zuletzt doch das Königskleid sozialer Majestät gebührt.“ —



## Die Herstellung der Stecknadel.

Von F. M. Grempe.

Wollte man die kleinen, fast werthlosen und trotzdem unentbehrlichen Gegenstände aufzählen, die der Kultur Mensch im täglichen Leben häufig gebraucht, so müßte man die Stecknadel mit an erster Stelle nennen. Würden wir einmal zählen, wie oft wir im Laufe eines Tages die Stecknadel zu Zwecken mannigfachster Art benutzen, so würde das kleine Ding jedenfalls außerordentlich in seiner Werthschätzung bei uns steigen. Hat diese Nadel ihren Zweck erfüllt und wird sie nicht mehr benötigt, so muß sie es sich gefallen lassen, achtlos bei Seite geworfen zu werden — es ist ja nur eine Stecknadel! Wer es zum ersten Male hört, wird es kaum glauben wollen, daß auf diese Weise die Kultur Mensch täglich mindestens 120 000 000 Stecknadeln verbraucht. Eine ziemlich bedeutende Industrie ist damit beschäftigt, den Bedarf an Nadeln dieser Art zu decken.

Wie wird nun die Stecknadel hergestellt?

Auch jetzt wird Mancher erstaunt sein, wenn er erfährt, daß dieser unscheinbare Gegenstand oft mehr denn fünfzig Handgriffe bei der Fabrication erfordert, ehe er zum Verkauf fertig ist. Bevor wir uns aber zu dem heutigen Herstellungsprozeß wenden wollen, dürfte es angebracht sein, einen Blick auf die Geschichte der Stecknadel zu werfen.

Jedenfalls ist die Stecknadel der Vorläufer der Nähnadel gewesen. Wollte der Mensch in früheren Zeiten Felle oder Stoffe aneinander heften, so brauchte er nur einen spigen Gegenstand in geeigneter Weise zu benutzen. Die Natur bot ihm in rohen Formen derartige Pfriemen; der Mensch brauchte nur Knochen, Geweihtheile, Fischgräten oder kleine Holztheilchen von den Bäumen und Sträuchern des Waldes wenig oder garnicht nachzuarbeiten, um eine Stecknadel primitivster Form zu haben.

Im Alterthum wurde mit den Hefnadeln großer Luxus getrieben. Die archäologischen Funde Egyptens zeigen, daß die Stecknadeln der damaligen Zeit kunstvoll verziert wurden. Die Ausgrabungen auf damals römischen Gebieten haben außer schönen Ringen, Hals- und Armbändern auch prächtige Stecknadeln zu Tage gefördert, die noch heute von einer staunenswerthen Kunstfertigkeit der alten Römer Zeugniß ablegen. Die Künstler dieses Volkes fertigten die Hefnadeln aus Gold, Silber und Bronze und verzierten sie mit Perlen und Edelsteinen; auch kostbar emailirte Stecknadeln wurden vielfach angefertigt. Allerdings ist hierbei zu bedenken, daß die meisten dieser Hefmittel etwa in Form der Broche zur Verwendung gelangten. Stifartige Nadeln, die etwa unserer heutigen Stecknadel im Aussehen entsprechen, wurden nur selten gefertigt; das Befestigungsmittel wurde vielmehr in jener Zeit fast durchweg als Sicherheitsnadel ausgeführt, die sich nach Art eines Scharniers oder auch federnd in schnallenartige Erhebungen der kunstvoll gestalteten Ringe oder Scheiben einlegten.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts stellte man die Nadel, welche auch nach dem heutigen Sprachgebrauch mit „Stecknadel“ bezeichnet werden würde, fast ausschließlich aus Messing her. Ein Stift aus diesem Metall wurde an seinem stärkeren Ende mit einem, aus dünnem Draht gewundenen Köpfchen versehen. Später kam dann auch die Fabricationsmethode auf, bei der das Endtheil zu einem kleinen Kopf flachgeschlagen wird.

Da den eisernen Stecknadeln nachgesagt wurde, daß ihr Stich giftig sei, so ist es erklärlich, wenn noch im Jahre 1761 den Meistern der Nadeln Schmiedekunst in Paris bei vier Thalern Strafe verboten wurde, eiserne Nadeln anzufertigen. Von Eisen wurden in Frankreich nur die schlechtesten Stecknadeln hergestellt, die aber von Niemand als den Frauen auf dem Lande gekauft wurden.

Zur Fabrication der Nadeln waren zu jener Zeit folgende Arbeiten nöthig: 1. mußte der auf die richtige Dike gezogene, gereinigte Draht gerichtet und 2. auf die richtige Länge abgeschnitten werden; 3. wurde er gespitzt und 4. fertig gemacht oder polirt. Die 5. Arbeit war das Schmieden der Schäfte, die 6. das Spinnen des Kopfdrahtes, die 7. das Schmieden und die 8. das Ausglühen der Köpfe, die 9. das Aufsetzen und das Stumpfen der Köpfe, die 10. das Scheuern der Nadeln, die 11. das Verzinnen derselben, die 12. das Abspülen, die 13. das Abtrocknen im Wollfah, die 14. das Schwingen und die 15. das Einstecken der Nadeln in Papier.

In Deutschland wurde die Nadelnfabrikation besonders in Nachen und Nürnberg betrieben. Nach Nachen hatte ein Spanier die Industrie eingeführt, und die Nadeln gingen unter dem Namen „spanische“ Stecknadeln in den Handel. Im Jahre 1631 verbot aber der Senat diese Bezeichnung und bestimmte, daß die Hefmittel fortan nur unter dem Namen „Nachener Nadeln“ zu verlaufen seien.

Der Preis der Stecknadel war, wie folgende Preisliste aus dem Jahre 1623 zeigt, ziemlich bedeutenden Schwankungen unterworfen.

Im Reichsrißkreise kosteten: Das Tausend der besten Stecknadeln 12 Gr.; das Tausend anderer Gattung 10 Gr.; das Tausend dritter Gattung 8 Gr. Im Leipziger Kreise: Ein Brief (500 Stück) bester Stecknadeln 6 bis 7 Gr.; 100 der gemeinen Stecknadeln 8 Pf. Im Erzgebirgischen Kreise: 100 Stecknadeln 10 Pf.; 100 der gemeinen Stecknadeln 5 Pf.

Die Bervollkommnung der Qualität des Eisens und Stahl Drahtes hat die Fabrication der Stecknadel in außerordentlich großem Umfange erleichtert und die Nadel aus Messing fast ganz verdrängt. Während früher das gewundene Köpfchen fast ausschließlich hergestellt wurde, ist in unserer Zeit die kugelförmige Form des Stecknadelkopfes vorherrschend. Diese Nadelart wird jetzt in Fabriken in großem Maßstabe angefertigt.

Die zur Stecknadel-Fabrication bestimmten, in Rollen bezogenen Drähte werden in einer mit den besten und neuesten Einrichtungen ausgerüsteten Werkstat v. n der Schneidemaschine in Stücke geschnitten. Diese Maschine schneidet acht Drähte

gleichzeitig. Die Stärke der so bearbeiteten Drähte schwankt in 25 Abstufungen zwischen  $\frac{1}{8}$  bis 3 Millimetern. Die Länge der von der Schneidemaschine gelieferten Schäfte, die später in der Mitte durchschnitten werden, schwankt zwischen 4 bis 18 Zentimetern, je nachdem die Vorrichtung eingestellt wird. Die Maschine liefert in einer Stunde etwa 50 000 Schäfte, also die Drahtstücke zu 100 000 Stecknadeln.

Die Schäfte werden zwischen senkrecht stehenden Bänden aus Blech aufgeschichtet; hier liegen sie zu Tausenden aufeinander. Die Maschine arbeitet so exakt, daß die Schäfte durchaus glatte Flächen bilden.

In früheren Zeiten, als man das Verschneiden des Drahtes noch durch Handarbeit vornahm, mußte selbst der geübte Schäfteschneider angestrengt thätig sein, um in der Stunde etwa 2500 Drahttheilchen zu liefern.

Die nun folgenden Einzelarbeiten werden in den Nachener Fabriken, deren Einrichtung durchaus auf der Höhe der Zeit stehen, nach Büttgenbach in folgender Weise vorgenommen:

Beim Nichten werden die Nadelnschäfte in geeigneter Weise zwischen Ringe gelegt, so in den Glühöfen gebracht, dann herausgenommen und mit dem St. eisen bearbeitet, um endlich noch in heißem Zustande in eine flüßige Flüssigkeit geschüttet und so gehärtet zu werden.

Das Schleifen versteht den Nadelnschaft an beiden Enden mit Spigen. Die Spigenschleifmaschine arbeitet automatisch und liefert unter Aufsicht eines Arbeiters stündlich 25 000 bis 30 000 angeschliffene Schäfte; vor Erfindung der maschinellen Einrichtung konnte selbst der geschickteste Arbeiter höchstens 3000, also den zehnten Theil in dem gleichen Zeitraum, zuspitzen.

Nachdem die Nadelnschäfte in der Mitte durchschnitten sind, müssen sie an den Enden, wo die kleinen Köpfe haften sollen, weich gemacht werden; diese Arbeit wird das „Ablassen“ genannt. Eine am Umfange eingekerbte Scheibe nimmt in jeder ihrer Vertiefungen einen Stecknadelstift auf und führt den über den Scheibenrand vorstehenden Drahttheil durch eine Gasflamme. Hat die Scheibe den tiefsten Standpunkt erreicht, so fällt die abgelassene Nadel heraus und der nun leere Kern nimmt beim Aufsteigen wieder einen neuen Drahtstift mit fort.

Das Köpfchen wird aus Eisen- oder Messingdraht von  $\frac{3}{8}$  bis  $\frac{7}{10}$  Millimeter Stärke in der Weise gefertigt, daß dieser dünne Draht um eine etwa 1 Millimeter dicke Eisenstange in engen Windungen gespult wird; ist die Spule 50 Zentimeter lang, so wird sie abgezogen und durch die Abschneidemaschine zertheilt. Zehn Spulen werden von der die Maschine bedienenden Person in der Weise vorgeschoben, daß gleichzeitig zehn Theilchen von je zwei Windungen abgeschnitten werden. Eine 50 Zentimeter lange Spirale liefert etwa 250 Köpfe.

Die Befestigung des Köpfchens am Stecknadelstift geschieht durch das „Wippen“. Die Person, welche diese Arbeit verrichtet, greift mit mehreren Nadelnschäften zugleich — die Spigen nach vorne gerichtet — in einen Haufen abgeschmittener Spiralen. Nachdem die gewundenen Köpfchen durch eine bestimmte Bewegung der Hand bis zum anderen Ende gerutscht sind, wird die Nadel unter einer Stampfe mit fünf bis sechs Schlägen fest mit dem Kopfe verbunden. Die „Wippe“ ist ein Gestell, in dem eine ungefähr 10 Kilo schwere Kugel durch einen Hebel gehoben wird; diese hat am unteren Theil den Schlagtempel. Der Arbeiter setzt mit dem Fuß die Kugel um einige Zentimeter in Bewegung und versteht mit dieser Vorrichtung in einer Stunde etwa 500 Nadeln mit Köpfchen.

Bei der erwähnten Operation des Ablassens ist der Nadelnschaft bläulich angelauten; um nun den Stecknadeln die allbekannte helle Färbung zu verleihen, werden sie in verdünnter Schwefelsäure gebeizt und dann mit trockenem Sägemehl vom Holze der Buche in sich drehenden, großen Fässern von der anhaftenden Feuchtigkeit befreit.

Eine besondere Art dieser Nadeln sind die Stecknadeln mit Glasköpfchen. Der für derartige Stecknadeln brauchbare Draht muß durch geeignete Behandlung hart und politurfähig gemacht werden;

\* Und namentlich vom Rechtsbewußtsein des Volkes.  
Der Verf.



Große Stunden. Nach dem Gemälde von H. Blund.

er darf jedoch nicht spröde sein, weil sonst das Glasköpfchen nicht haften würde.

Die Industrie der Stecknadeln mit Glasköpfchen ist eine besondere Spezialität des Nacherer Bezirks. Naturgemäß werden die Details des Verfahrens peinlichst vor jeder anderen Fabrik dieser Branche geheim gehalten. Die Art und Weise der Herstellung der Stecknadeln mit Glasköpfchen ist jedoch so außerordentlich interessant, daß es angebracht sein dürfte, hier eine Beschreibung von dem wiederzugeben, was Blittgenbach in der größten Fabrik dieser Art zu sehen bekam. Zur Herstellung des für die Köpfe nötigen Glases wird in mehreren Häfen einer besonderen Glasfabrik das Schmelzen der Glasblöcke vorgenommen. Dieses Glasmaterial darf bei leichter Schmelzbarkeit nicht tropfbarflüssig werden; es muß bei bestimmter Temperatur äußerst zähe und leicht bearbeitbar, also elastisch sein, ohne nach dem Erstarren spröde zu werden oder seinen hohen Glanz zu verlieren.

Durch geeignete Zufüge muß das zu Stecknadelköpfchen verwendete Glas alle Farben annehmen, vom tiefsten Schwarz bis zum Emailleweiß, eventuell auch hell und durchsichtig in allen Farben-Nuancen.

Die Arbeiten, welche in dem sogenannten „Glas-schmelzwinkel“ vorgenommen werden, bestehen in richtiger Mischung des zu schmelzenden Glasmaterials, im vorsichtigen Einschmelzen desselben in Häfen und im Ausnehmen mit Eisenstäben, die nicht, wie die Pfeifen der Glasbläser, hohl sind. Die an den eisernen Stäben haftenden Glasballen werden dann zu Fäden oder langen Stäben angezogen.

Diese Arbeit wird von zwei Personen verrichtet, die, nachdem sie die Glasballen um zwei Stöcke aneinander gedrückt haben, sich in entgegengesetzter Richtung bewegen und so das Glas zu Fäden ausziehen. Mit der durch langjährige Thätigkeit gewonnenen Geschicklichkeit lassen die Arbeiter die noch glühenden, zähen Glasstäbe auf den Boden fallen, wo auf einer 50 Meter langen Bahn die Glasfäden in gleichmäßiger Stärke, die zwischen 3 bis 10 Milli-

meter schwankt, gezogen werden. Die Bahn besteht aus vierkantigen, quer befestigten Brettchen, die in Entfernungen von 20 Zentimetern aufgenagelt sind. Ueber diese wird die sich schlangentartig windende Glasstange durch das erwähnte Ausziehen hergestellt. Nach dem Erkalten werden die 50 Meter langen Glasfäden zerschnitten, so daß sie sich zu Paketen von 70 Zentimeter Länge binden lassen.

Das Herstellen der Köpfchen und deren Befestigung wird ausschließlich von Frauen und Mädchen bewirkt. Die Nadlerin hält in jeder Hand etwa drei Nadelstifte und führt diese einzeln in die durch eine Gasflamme plastisch erweichte Glasmasse; durch eine kleine Handbewegung zieht sie die nötige Glasmenge, die am Nadelstift hängen bleibt, ab; durch eine geschickte Drehung des Stiftes wird diese geringe Menge Glas zum glatten runden Köpfchen gestaltet. Eine gewandte und geübte Arbeiterin kann in einer Stunde 2500 bis 3000 solcher Glaskopfstecknadeln fertigmachen.

Bei den Glasköpfen für größere Stecknadeln genügt diese einfache Thätigkeit nicht, da die Köpfe dann einen Durchmesser von 5 bis 12 Millimeter haben müssen. Die Nadlerin „pflückt“ — wie der Fachausdruck lautet — eine größere Menge Glas. Der Kopf wird durch das Auflegen und Drehen auf dem schrägen Abschnitt eines vertikal stehenden, durch einen kalten Luftstrom ununterbrochen abgekühlten Bleirohres abgerundet.

Die Arbeiterinnen erlangen durch die dauernde Uebung eine solche Geschicklichkeit, daß sie auf Verlangen an den Nadelstift einen Kopf anbringen, der in eines der Löcher einer Blechleere, die an zwanzig solcher Löcher von 5 bis 20 Millimeter Durchmesser besitzt, genau paßt, ohne daß die Nadlerin vorher gemessen hätte. Die Form des Nadelköpfchens braucht dabei durchaus nicht immer rund gewählt zu werden, sondern es werden mit gleicher Geschicklichkeit auch eiförmige und ovale Glasköpfe geliefert.

Die längeren Nadeln dieser Art finden als Tuch-, Hut- und Biernadeln Verwendung.

Die besseren Nadelarten werden mit bunten Gläsern der verschiedensten Art versehen. Die Köpfe von runder oder ovaler Form erhalten Verzierungen durch Dekoration mit anders gefärbtem Glase. Die Nadlerin kann durch geschicktes Bewegen des Nadelstiftes Figuren mannigfachster Art formen; so entstehen Köpfchen in der Form von Fischen, Vögeln, Thierköpfen usw. An viele Nadelköpfe werden auch Facetten geschliffen; andere wieder werden in Fantasieformen gepreßt und imitiert, so daß man Nadelköpfchen in Form und Aussehen von Perlen, Gemmen und Edelsteinen erhält.

Sollen die farbigen, emailleartigen Glasköpfe dekorirt werden, so nimmt die Nadlerin aus angeglühten Glasstäben feine Fädchen und spinnt sie in der Weise ab, daß sich ein Faden aus zwei, drei oder vier Strängen, die sich umschlingen, zusammensetzt.

Bei den sogenannten Trauernadeln wird der Schaft durch ein gelindes Ausglühen im Herde oder in einer Trommel blau angelassen; die ganze Stifflänge von 20 bis 35 Millimeter Länge mit den Köpfchen von 2 bis 3 Millimeter Durchmesser ist dann dunkel gefärbt.

Von den bekannten Toilette-Nadeln — emailleweißes Köpfchen und stahlfarbiger Stift — werden Unmengen verbraucht; verkauft doch eine bedeutende Glasnadelnfabrik Nachers im Jahre allein über 300 Millionen dieser Stecknadeln.

Erwähnenswerth sind noch die vielfach verzierten und prachtvoll ausgestatteten Hut- und Sicherheitsnadeln, die neben den einfacheren Nadelnarten fabrizirt werden.

Beim Verpacken werden die Stecknadeln mit Hilfe verschieden konstruirter Zählapparate abgezählt und meist auch durch maschinelle Vorrichtungen in Briefe gesteckt. Die äußere Ausstattung der Nadelpakete ist häufig eine recht elegante und künstlerische.

Die Stecknadelnindustrie hat eine Industrie von großer Bedeutung in's Leben gerufen; der Nacherer Bezirk allein stellt im Jahre etwa 1300 Millionen Nadeln dieser Art her. —

## Der Hohn.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Schluß.)

Und wieder vergingen Monate voll stummen Hin- und hergewirgten Grolls und verzweifelnder Einsamkeit. Ihre Gesundheit begann zu leiden. Sie war nicht gerade krank, aber der Gram verzehrte ihr Lebensmark. Wie bleierne Schwere lag es ihr in allen Gliedern, sie konnte nicht mehr schaffen, wie früher; es kamen Stunden, ja Tage, wo sie in dumpfer Lethargie auf dem Sopha lag, unfähig, auch nur einen Gedanken zu fassen. Ihr Verdienst wurde knapper und knapper, die Noth hielt Einzug in ihrem Hause. So schleppte sie ihr Leben hin.

Und dann kam ein Tag, wo ihre Kraft wirklich am Ende war, wo das Fieber in ihren Adern rastete und sie in wirren Phantasien auf dem Lager lag. Eine Nachbarin, ein junges Mädchen, das ihr schon öfter zur Hand gegangen, sah auch jetzt nach dem Nöthigsten. Als das Fieber indessen stieg und das Mädchen sich nicht mehr zu helfen wußte, schickte sie kurz entschlossen eine Botschaft an Auguste, deren Adresse sie gesprächsweise erfahren hatte.

Und Auguste kam sofort und schlug die Hände zusammen. Ob nun so etwas erhört war! Da lag die Frau hier und litt und qualte sich, und ihre nächsten Verwandten wußten nichts davon. Jetzt würde sie aber die Sache in die Hand nehmen und Ordnung schaffen.

Die Kranke ließ sie gewähren, sie verstand überhaupt nicht recht, was um sie vorging. Wie im Traum sah sie die Menschen kommen und gehen. Den Arzt, Auguste, deren Mann, der ihr beruhigend die heiße Stirn strich, mit seiner Frau in einer Ecke tuschelte und wieder ging. Dann wieder Stille, ein leises Klinglein an der Korridorhür, verhaltenes Flüstern, dann ein rascher Schritt, zwei Arme, die sich um ihren Nacken schlangen, eine Stimme neben ihrem Ohr: „Mutter, liebe Mutter!“ und nach einer Pause, während seine Hand noch immer die ihrige

umfaßt hält: „Nun hol' ich Dir Lucie . . . Lucie und unser Kind.“

Und dann wieder andere Gesichter, Auguste, Lucie und zwischen ihnen ein neues, fremdes, das sie noch nie gesehen, und das ihr doch wunderbar bekannt vorkommt, ein zartes, rosiges Kindergesicht.

Und als ginge von diesem Gesicht eine belebende Kraft aus, richtet sich die Kranke plötzlich empor, die starre Härte in ihrem Gesicht löst sich in ein Lächeln, ihre welken, abgezehrten Hände strecken sich nach dem Kinde aus: „Nun will ich leben! . . .“

Und so war denn wieder Frieden. Lucie übernahm die Pflege der Kranken, und wenn sie mit der kleinen Leni auf den Knien neben „Großmamas“ Lager saß, schienen die bösen Geister der Vergangenheit zu schlafen.

Jetzt will ich leben, hatte die alte Frau gesagt, und sie lebte, allein auch nur für das Kind. In diesem kleinen Geschöpfchen, das Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blute war, hatte ihr Dasein wieder einen Zweck bekommen. Es war ihr eigenes Kind, das sie in ihm wiederfand, nicht das Kind, das ihrer Seele nie vernarbende Wunden geschlagen, nein jenes andere, das noch rein und schuldlos, wie damals, sich am Grabe des Vaters weinend an sie geschniegt. Mutterlust und Mutterhoffnung wurden von Neuem in ihr wach. Das Kind aufwachsen sehen, wieder ein Wesen zu haben, das ihr ein Herz voll Liebe entgegenbrachte, der Gedanke verlieh ihr neuen Lebensmuth. So lange das Kind an ihrer Seite war, schien die Zukunft ihr wieder sonnig und heiter, aber auch eben nur so lange. War sie wieder allein, hatte sie Zeit zu überlegen, dann kamen ihr böse Gedanken.

Wohl hatte sie es durchrieselt, wie eine Fluth warmer Sonne, als des Sohnes Hand Veröhnung heischend die ihrige ergriff, jetzt, frei von der weich

müthigen Stimmung des Schwerkranken, empfand sie es mit tiefer Bitterkeit, daß ihn eben nur der drohende Tod zu ihr zurückgetrieben. Seine Wiederkehr erschien ihr wie ein Moses, das man einem Verzweifelnden zuwirft, und die Gegenwart der Frau, die sie nicht gerufen, und die in ihrer harmlosen Zutranlichkeit ihr Hiersein als etwas ganz Selbstverständliches aufzufassen schien, peinigte sie wie die schlimmste Demüthigung. Manchmal kamen ihr freilich mildere Gedanken, und sie sagte sich wie Auguste, daß Lucie im Grunde genommen ein herzensgutes Geschöpf sei; aber lange hielten solche Anwandlungen nicht Stand. Lucies Art, sich zu kleiden und zu sprechen, ihr ganzes, etwas ungenirtes Wesen stand in scharfem Gegensatz zu den kleinbürgerlich engherzigen Anschauungen ihrer Schwiegermutter. Um des Kindes willen ertrug die alte Frau ihre Gegenwart und zeigte ihr sogar ein freundliches Gesicht, in ihrem Herzen aber fraß der alte Groll, und jede Gelegenheit brachte ihn zum Ausbruch.

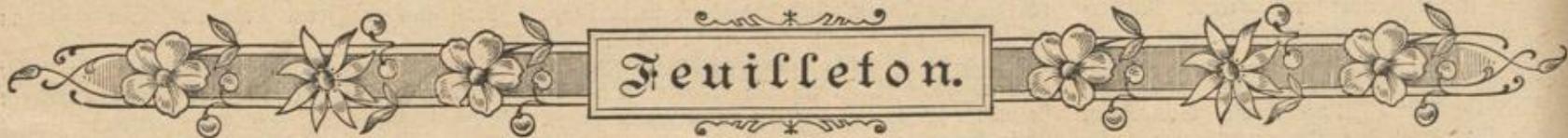
Lucie litt darunter schwer, mehr als Felix, der sich, seitdem die Genesung der Mutter fortschritt, überhaupt nur noch selten, und auch dann nur auf Augenblicke sehen ließ. Die junge Frau konnte nicht begreifen, was die Schwiegermutter ewig an ihr anzusetzen hatte. Sie hatte die besten Absichten und war sich bewußt, nichts Böses zu thun, und doch bekam sie nichts zu hören, als Sticheleien, die, halbversteckt in Freundlichkeit und Wohlwollen, darum nur um so tiefer trafen. Sie war eine gebuldige Natur, mehr aber noch durchdrungen von einer Art demüthiger Dankbarkeit gegen die Familie, die ihr eine geachtete Stellung gegeben; so hielt sie aus und schwieg, ja sie suchte die alte Frau vor sich noch zu entschuldigen; jene war krank und verbittert, sie wollte ihr das zu Gute halten. Vielleicht gelang es ihr doch noch, ihre Liebe zu erringen.



Ach, wo Lucie nur blieb! In ihrem Kopf hämmerte das Blut, als wolle er zerpringen; in ihren Chren tönte ein dumpfes Brausen. Oder war es nur ein Geräusch an der Thür, das zu ihr herüberklang? Sie wollte den Kopf drehen, aber sie konnte es nicht. Blaue Lichter tanzten vor ihren Augen.

„Ach, Lucie, Lucie!“  
 „Mutter, Mutter!“ Zwei weiche Arme schlangen sich um ihren Hals: „Mutter, Mutter, kennst Du mich, Mutter?“  
 Ein verklärendes Lächeln gleitet über das runzlige Gesicht der alten Frau: „Meine . . . meine

Tochter . . . meine . . . dank . . . ich . . .“ Ihr Kopf fällt zurück, ein Zittern läuft durch ihren Körper, er streckt sich lang, immer länger, dann noch ein Nöcheln, dann Alles still.  
 Nur Lucie's Schluchzen klingt durch das Sterbezimmer. —



**Komm' her und laß Dich küssen.**

Die Luft ist wie voll Geigen.  
 Von allen Blüthenzweigen  
 Das weiße Wunder schneit;  
 Der Frühling lobt im Blute,  
 Du allem Flebermuthe  
 Ist jetzt die allerbeste Zeit.

Komm' her und laß Dich küssen!  
 Du wirst es dulden müssen,  
 Daß Dich mein Arm umschlingt.  
 Es geht durch alles Leben  
 Ein Pochen und ein Beben:  
 Das rothe Blut, es singt, es singt.

Otto Julius Vierbaum.

**Frohe Stunden.** Zu Pfingsten muß der Berliner zum Frühkonzert. Er gehört sonst gerade nicht zu den Frühkaffeehockern aus Passion, an diesem Morgen hält es ihn aber nicht in den Federn, den ärgsten Langschläfer am wenigsten. Bei Tagesgrauen geht es hinaus in den Wald. Es sind freilich nur Wenige, die abseits gehen und den Wald selbst suchen. Und für diese ist's heute eigentlich nicht der rechte Tag. Sie werden in ihrem stillen Genuß empfindlich gestört durch die von allen Seiten herüberwehenden Klänge der Frühkonzerte, die in jedem der Gartenlokale am Rande des Walde obligatorisch sind. Die Tuba hat auch heute die Führung, und mag sie auch sonst zur Bezeichnung des Tanzrhythmus ihre ausreichenden Dienste thun, für die gefühlvollen Konzertstücke, die am Pfingstmorgen zum Vortrag kommen, langt sie nicht recht. Das hat aber noch Keinen der Ausflügler in seiner Freude gestört. Er feiert ein Familienfest, bei dem ihn das Konzert wenig kümmert. Mit Kind und Kegel ist er heute draußen. Dicht gedrängt sitzen sie um den großen Tisch unter den jungen Bäumen, und je weiter es in den Tag hineingeht, um so vergnügter wird die Gesellschaft. . . Auf unserem Wibe ist die Stunde schon etwas weit vorgerückt. Die Meisten der Ausflügler, die hier Tisch bei Tisch saßen, sind schon fort, Andere im Hintergrunde brechen gerade auf. Nur die Familie an dem vorderen Tisch sitzt noch fest. Jetzt erst wird es behaglich warm, da die Vormittagssonne höher am Himmel steht und ihre wärmenden Strahlen in breiten Massen durch das Laubdach bringen. Selbstverständlich hatte man am „alten Brauch“ festgehalten, die zahlreichen Kaffeetassen und die riesige Kaffeekanne bezeugen dies. Massen von Festtuchen waren mitgebracht worden, ein trauriger Rest nur ist von der ehemaligen Herrlichkeit geblieben, und die beiden Kinder, die da so eifrig den Korb durchwühlten, werden wenig mehr finden. Jetzt ist Alles in heiterster Laune. Was der Kaffee wohl kaum vermocht hat, das brachte der Sommermorgen im Walde und die fröhliche Gesellschaft zu Wege. Mutter wird zu Vater fast so zärtlich, wie in den längst verschwundenen Tagen der Brautzeit. Und Vater lacht behaglich dazu, wenn seine Frau ihn zärtlich umfaßt. Muß wohl nicht immer so sein, denn es macht einen großen Eindruck auf die Versammelten. Alle möchten sich fast ausschütten vor Lachen über den ungewohnten Anblick — die Kinder, der Onkel und der Schwiegervater, die hinten am Tische noch sitzen. Es ist die harmlos vergnügte Stimmung, in der Jedes Anlaß zum Lachen giebt. Und diese Stimmung steckt an; selbst die beiden Hagestolze, die an dem benachbarten Tische sitzen, wenden sich der Gesellschaft zu und nehmen an der Freude Theil. —

**Militärische Pädagogik.** Man kennt die Thatsache, daß ehemals gewesene Unteroffiziere in verschiedenen Gauen Deutschlands als Schulmeister funktionirten haben. Sind doch auch heute noch Leute zu finden, die den militärischen Stellvertretern Gottes auf Erden ganz ausnehmend hohe pädagogische Befähigung zutrauen. Die gemachten Erfahrungen sprechen freilich nicht sehr dafür. Adolf Kuhmann erzählt von einem solchen pädagogischen Genie in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ (Stuttgart 1899) folgenden Zug:  
 „Der Schulmeister zu Bopberg im Tauberggrund war

ein baumstarker Mann in den Fünzigern, ein gebierter Soldat, hatte die Kriege als Reitersmann mitgemacht, vermuthlich bei den badiſchen Husaren, die später in Dragoner umgewandelt wurden, und konnte lesen, schreiben und die vier Spezies rechnen. Deshalb wurde er wahrscheinlich zum Schullehrer für gut befunden. Wir waren nur wenige Kinder in der Schule, und es ist mir nichts anderes daraus geblieben, als ein wenig biblische Geschichte vom König David und seinen Heldenthaten wider den Riesen Goliath, die Philister und Amalekiter. Dazu erzählte der Alte uns begeistert, daß auch er beim Kriegshandwerk gewesen und wie er es in Feindesland gehalten habe. „Ich sag' Euch, Ihr Auben,“ rief er uns grimmig zu, „es geht halt nichts in der Welt über einen rechtschaffenen Reitersmann im Krieg. Der steigt, wenn kommandirt wird, auf's Ross, reißt den Ballasch aus der Scheide, legt die Sporen ein, und die ganze Schwadron reitet dem Bauern in den Alee oder die Frucht, wie es gerade kommt. Da schreit der Bauer und die Bäuerin jammerl, aber es hilft nichts und muß Alles ruiniert werden. Und wenn sich der Bauer widerst, so liegt ihm der rothe Hahn auf's Dach, daß die Flammen aus allen Ecken aus der elenden Strohhütte rauschlagen! So ist es recht und so muß es im Kriege zugehen!“ — Als ich meinem Vater erzählte, wie uns der Schulmeister biblische Geschichte lehrte, schüttelte er den Kopf und nahm mich aus der Schule. — Dieser Musterpädagoge endete, wie mitgetheilt wird, wegen Todschlags eines Bauern im Zuchthaus. —

**Märkische Bienenzucht.** Die „Reibelei“ oder Bienenzucht gehört zu den ältesten Erwerbszweigen der Märker. Im Mittelalter, als der Honig noch den Zucker jederer mußte und die Kirche einen ungeheuren Wachsbedarf hatte, war sie ziemlich einträglich, daher aber auch ausschließlich „Herrenrecht.“ Nur gegen eine Abgabe war es dem Bauern gestattet, Vienen zu halten. Im Karolingerischen Landbuch von 1375 finden sich verschiedene Angaben über den „Reibezins.“ So liest man bei Schmüdwin: „Die Dorfbewohner haben Honigbauten in der Leide des Markgrafen, wovon sie den Herren des Dorfes Honig entrichten; auch haben sie die Reibelweide in der Markgräflichen Heide, wofür sie dem Markgrafen zum Salosse Coepnick jährlich einen Krug Honig liefern müssen.“ Von Zenthen hört man: „Der Schulze hat Honigbauten in der Heide, von denen er den Herren des Dorfes jährlich einen halben Eimer Honig giebt.“ Nirdorf zahlte im 15. Jahrhundert 30 Groschen Reibelzins. Berühmte Reibelerdörfer waren ehemals Müllrose, Vertendruck, Kleinbaum, Briesekow und Kriescht. Zu Briesekow haben die Bauern, deren Zahl nicht mehr bekannt ist, jährlich 8 Eimer Honig, in Kriescht bei Landsberg an der Warthe gaben 18 Reibler 6 Tonnen Honig als Zins. In Kleinbaum, bei Müdersdorf hielten die Reibler aus der Umgegend im 17. Jahrhundert alljährlich einmal ihren „Tag.“ Nach dem Erbregüter des Klosters Zinna von 1471 mußten die Vienenzüchter von Kleinbaum alljährlich am Sonntag vor Allerheiligen 12 Eimer Honig, in unserm (des Klosters) Hause zu Straußberg“ abgeben. Im Erbregister von Müdersdorf liest man dafür 1574: „Die Kleinbaumtzen Reibler müssen alle Jahre jeder 1 Tonne Honig in das Amt geben und empfangen an demselben Tage, wenn sie ihr Gericht halten vom Amte 1 Hammel, 1 Tonne Bier und 1 Scheffel Brod.“ Der dreißigjährige Krieg machte der märkischen Bienenzucht ein jähes Ende, im 18. Jahrhundert blühte sie jedoch von neuem auf. In der Dorf- und Ackerordnung von 1702 wird befohlen, daß jeder Bauer wenigstens 4 Stöcke, der halbe Bauer 2 und der Kossäte 1 Stock, „zu halten und derselben fleißig zu warten schuldig seyn.“ In der neuesten Zeit ist der märkische Honig wieder ein ziemlich einträgliches Artikel geworden, der sogar nach dem Ausland geht. — dg.

**Wirkung der Schwere.** Bekanntlich ist es nicht leicht, Körper auf schmaler Grundfläche im Gleichgewicht zu halten; der Schwerpunkt sucht stets, so tief wie möglich zu fallen, und wird er bei einer kleinen Erschütterung aus der senkrechten Lage über der Grundfläche entfernt, so stürzt der Körper sofort um. Will man z. B. einen Meißel auf der Spitze stehend im Gleichgewicht halten oder balanziren, so muß man mit dem Finger, auf dem er steht, beständig kleine hin- und hergehende Bewegungen machen, wodurch der Stützpunkt immer wieder unter dem Schwerpunkt gebracht wird. Verbindet man aber den Gegenstand mit einem schweren Körper, den man unten an ihm befestigt, so rückt der Schwerpunkt weit nach unten, noch unter den Stützpunkt hinab, und der Körper bleibt

nun gerade so im Gleichgewicht, als wenn er aufgehängt wäre. Stößt man z. B. ein Federmesser ziemlich am unteren Ende in den Meißel und biegt es so, daß sich die größte Masse desselben unter der Spitze befindet, so wird man den Meißel mit dem Finger ganz bequem auf der Spitze halten können, ja, wenn man ihn umbleibt, wird er sich sogar von selbst wieder aufrichten.

Ein anderes einfaches und hübsches Experiment dieser Art ist das Folgende: In einen dünnen, etwa 20 Zentimeter langen und 1 bis 2 Zentimeter breiten Holzpahn mache man in der Mitte eine enge Oeffnung und stecke in dieselbe eine kleine Münze, z. B. einen Pfennig. Mit dem Rande dieses Pfennigs kann der Holzpahn sehr leicht auf der Spitze einer Nadel balanziren. Befestigt man nämlich an den Enden des Holzes zwei gleiche Gabeln, so rückt der Schwerpunkt des Ganzen ziemlich tief zwischen die Mitte der Gabeln, also erheblich unter den Rand der Münze. Stellt man den Rand der Münze auf den Finger, so bleibt das Ganze daher ruhig stehen; ebenso, wenn man ihn auf eine feine Spitze stellt. Zu diesem Behufe kann man eine Nähnadel in einen Kork stecken, mit dem eine Flasche zugestopft ist; auf der herausragenden Spitze balanzirt das Holz mit den Nadeln ohne Weiteres. Giebt man dem Holz in horizontaler Richtung einen leichten Stoß, so versetzt man es in Drehung, und die Rotation kann eine ziemlich reiche werden, da der Widerstand durch die Reibung nur sehr gering ist. —

**Die schwimmenden Gärten in Mexiko.** In seinem von uns bereits erwähnten Buche „Notizen über Mexiko“ giebt Harry Graf Kessler nachstehende interessante Schilderung: Wir sind heute Morgen zum Blumenmarkt am Tlalaxanal hinausgefahren. Hier legen die Landleute an, die auf dem Wasserwege ihr Gemüse und ihre Blumen zur Stadt bringen; die schwimmenden Gärten, die Mexiko mit Blumen versorgen, die Chinampas, liegen draußen im See, der zu Cortez Zeiten die Stadt zur Insel machte, jetzt aber zum größten Theil trockengelegt ist. Man fährt auf der Riga in Flachen, mit Sonnenschirmen versehenen Gondeln zu ihnen hinaus. Eine Weidenallee läuft am Kanal entlang; jenseits sind grüne Wiesen und die zerhackten Berge des Hochgebirges. Das Wasser steht bis an den Rand der Uferböschungen, von alten, niedrigen Steinbrücken überspannt, an denen noch Reste von spanischen Wappen stehen; beim Durchfahren klappt man das Schuttdach nieder und streckt sich lang hin, um nicht anzuklopfen. Bananendickichte, die die Hüften der Eingeborenen umgeben, beschatten bei den Dörfern, die am Wege liegen, den Wasserpiegel.

Die Chinampas waren ursprünglich bewegliche, mit Erde bedeckte Alben; der ganze Garten fuhr Morgens mit Marke; jetzt liegen sie auf dem Boden des Sees fest verankert. Schmale, labyrinthartig sich kreuzende Kanäle trennen die kleinen Schlammparzellen. Auf jedem Stückchen wird in winzigen Beeten nebeneinander verschiedene Gemüsebau: es Kraut gebaut; und am Wasserrande wachsen wild Weiden, Iris und rother Mohr.

Die Blumenliebe ist in Mexiko fast so groß wie in Japan; selbst die Armen schmücken ihre Kammern mit Blumen und streuen Blüten ihren Schutzheiligen. Die Chinampas sind vielleicht zum Theil aus diesem Grunde das Ausflugsziel des niederen Volkes von Mexiko geworden. Am Dörfer Santa Anita legen die Gesellschaften an. Der Ort besteht zum größten Theile aus Pulque-Wirthschaften und offenen Rasthütten aus Bambus unter Palmen und Kopalsträußern. Hier wird tagsüber Ball gespielt und Pulque, das fade, feimige Nationalgetränk, gezecht. Des Abends aber, in der Dunkelheit, fahren die Boote zu Dugenden mit Lampionen behängt den Kanal hinunter zur Stadt zurück. Männer lachen in den Gondeln oder singen mit weicher, tiefer Stimme schwermüthige Lieder, und Mädchen mit hellen Wundenkränzen im Haar lehnen sich über den Bootstrand hinaus und lassen die Hand in den lauen Wellen nachschleifen. —

Niemand kann mit Gerten  
 Kindes Zucht behärten.  
 Den man zu Ehren bringen mag,  
 Dem ist ein Wort als wie ein Schlag.  
 Walther von der Vogelweide.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.